

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920**

11.4.1920 (No. 15)

# Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 15

Karlsruhe, Sonntag, 11. April 1920

9. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis. Ein badischer Revolutionär. In Amand Goegg's hundertstem Geburtstag (7. April 1920). Von Dr. Friedrich Lantenschlager (Heidelberg). / Karlsruher Künstlererinnerungen. III. Von Hans Gude. Aus dem Rowegischen überseht von Cardin Belling. / Technische Revue. Von Ernst Trebesius. / Wolsch. Von Walter Burt. / Die zwei Galstücker. Von Adam Karillon. / Wie ich meinen fünfundzwanzigsten Punkt stahl. Von Richard Nieh.

## Ein badischer Revolutionär.

In Amand Goegg's hundertstem Geburtstag (7. April 1920).  
Von Dr. Friedrich Lantenschlager (Heidelberg).

Am 17. August 1876 hat Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, der Dichter des *Simplicius Simplicissimus*, sein bewegtes Leben als ehrenhafter Schultheiß im badischen Schwarzwaldstädtchen Renchen beschlossen. Ein auserlesener literarischer Kreis hat sich am zweihundertsten Jahrestage seines Todes mit der Einwohnerschaft Renchens vereinigt, sein Gedächtnis durch eine würdige Feier zu ehren. Es war ein kluger und verständiger Griff, die Eröffnungsrede einem angesehenen und verehrten Sohne der Feststadt zu übertragen. Amand Goegg, der Finanzminister und Diktator der badischen Revolution von 1849, selbst durch ein taten-, leiden- und wanderreiches Leben dazu berechtigt, von sich zu sagen, daß auch er Grimmelshausen'sches Blut in den Adern führe, hat es verstanden, in einer meisterhaften Rede voll Klarheit und Volkstümlichkeit den Gefeierten seinen Landsleuten menschlich näher zu bringen und so die Brücke zu schlagen zwischen den von der Literatur herkommenden Gästen und den festfrohen Einwohnern. Der demokratische Vorkämpfer ist es denn auch gewesen, der dem Wunsch der Versammlung, den Renchener Friedhof mit einem würdigen Denkmal für den Dichter der bedeutenden Kulturromane aus der wildbewegten Zeit des Dreißigjährigen Krieges zu schmücken, zur raschen Bewirkung verholten hat. Schon bei der Grimmelshausen-Feier im Sommer 1879, bei der Erich Schmidt eine feinsinnige Festrede hielt, konnte er den Vätern der Stadt für des Dichters Gedächtnis jenen Sandsteinobelisken übergeben, den deutsche Demokraten im Jahre 1873 den in Raftatt erschossenen Revolutionären hatten errichten wollen, und der infolge des Verbotes seiner Aufstellung durch das preussische Festungsgouvernement dort ein verborgenes Dasein geführt hatte.

Es ist begreiflich, daß in diesen festfrohen Renchener Tagen die Teilnehmer, in denen das Erlebnis der Bismarckischen Neugründung des Deutschen Reiches noch nachzitterte, in langem Bedenken bei der schweren, notvollen Zeit Deutschlands verweilten, von der ihnen Grimmelshausen ein unvergängliches Bild gegeben, und darüber bei aller Verehrung für die lautere Persönlichkeit Goegg's in kurzem Erinnern nur über die so andersartige Welt der deutschen Revolution von 1848, an die er ebenso gemahnte, wie der Gedächtnis, hinwegglichen. Heute rechtfertigt ein doppeltes, des achtundvierziger Revolutionärs und seiner Zeit zu gedenken: Der hundertste Geburtstag Amand Goegg's fällt in unsere erlebnissschwere Gegenwart, die hundertfache Beziehung mit den Menschen und Schicksalen der deutschen Erhebung für Freiheit und Vaterland im Jahre 1848 verknüpfen.

Der Streit um die Bedeutung Amand Goegg's als politischen Theoretikers und Praktikers, vor allem während der badischen Mai-Revolution, ist ebensowenig zur Ruhe gekommen, wie der um die gerechte Würdigung seines persönlichen Wertes. Schon in den unmittelbar nach der Niederwerfung der Revolution erschienenen Schriften von Freund und Feind schwankt sein Bild in seltener Gegensätze der Anerkennung, Ablehnung, Verteilung und Anklage. Auch in den Darstellungen der Geschichte der badischen Revolution bis in unsere Tage hin begegnen wir allen Abshattungen der Beurteilung von kritischer Ueberhöhung bis zur verständnislosen Verkennung. In Einem aber gehen Alle einig: an dem sittlichen Ernst und an der Lauterkeit seiner Absichten, an der Treue und Hingebung, mit der Goegg für seine Ideale gelebt und gelitten hat, hat keiner zu zweifeln gewagt. Wer dem Leben und der Lehre dieses Mannes, die unblösig miteinander verbunden sind, gerecht werden will, der darf eben nicht mit der vorgefaßten Meinung einer Parteilichkeit an ihn herantreten und muß sich stets bewußt bleiben, daß sich in ihm, wie in jedem praktischen Politiker, der zermürbende Kampf des politischen Ideals mit der harten Wirklichkeit politischer Gegebenheiten abspielt, hemmend und erbebend zugleich. Und er darf nicht vergessen, daß der Mann, der mit vollen Segeln hinausfährt in das ersehnte Land welt-

beglückender Demokratie, doch mit hundert Fesseln gekettet bleibt an die heimatische Erde, an die besonderen Voraussetzungen seines engeren Wirkungskreises, an die Verhältnisse und Menschen, durch die und für die er seine Ideale verwirklichen will.

Den Versuch zu wagen, in diesem Sinne Goegg's Leben zu werten und seine Ideenwelt zu würdigen, hat mir die Kenntnis seines Briefwechsels mit dem Elternhaus den Mut gegeben, der aus dem Streit und Streben der kalten Öffentlichkeit in die Beschaulichkeit und Resignation des mit sich allein Zwiesprache haltenden Kämpfers und Dulders führt<sup>1)</sup>.

Als der Sohn eines freisamen und angesehenen Handelsmannes hat Goegg am 7. April 1820 in Renchen das Licht der Welt erblickt. Im Elternhause erzogen im katholischen Glauben, dem er bald untreu geworden ist, in Freiburg für die Universität vorgebildet, hat der geistig regsame und mit gesundem Ehrgeiz besetzte Jüngling an der Ruperto-Carola nicht nur fleißig und allseitig interessiert die Kameralwissenschaften studiert, sondern bereits hier an den politischen Kämpfen der akademischen Jugend als freier Kämpfer im Geiste seiner liberalen und demokratischen Anschauungen gegen Reaktion und Bundestagspolitik tätigen Anteil genommen. Auf dem offiziellen Festbankett zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der badischen Verfassung im Jahre 1843 hat er als Sprecher gleichgesinnter Kommissionen trotz der Einsprüche angeltlicher Professoren und Beamten die Agitation für ein deutsches Nationalparlament gefordert und sich dadurch eine allerdings wieder niedergeschlagene Strafverurteilung zugezogen. Gleichwohl ist es dem zielbewußten Studenten, der mit rührender Dankbarkeit an seiner Familie hing und vor allem dem hochgeachteten Vater alle Sorge und Liebe um ihn durch Fleiß und Gelehrsamkeit und eine achtungsgebietende Aufführung zu vergelten gewillt war, gelungen, vor den Examinatoren in Karlsruhe, denen der Heidelberger Bankettredner nicht gerade besonders empfohlen war, rechtzeitig eine gute Staatsprüfung abzulegen und unter die badischen Finanzpraktikanten aufgenommen zu werden.

Aber der fünfundzwanzigjährige Beamtenanwärter will nicht sofort die freie akademische Luft mit der bürokratischen der Amtsstube vertauschen. Ihn treibt, die Welt und die Menschen zu sehen und die Theorien seiner Wissenschaft am praktischen Leben zu prüfen. Er erhält Urlaub zu einer Studienreise nach Belgien und England und fährt — nach Frankreich, Paris, die politisch-geistige Zentrale, die Weltstadt mit ihrem Glanz und gleichendem Schein, vermag ihn nicht zu fesseln. Herz und Verstand ziehen ihn zu den Stätten werktätiger Arbeit, in den Süden Frankreichs, um Handel, Industrie und Ackerbau zu studieren. Von da kommen ihm die ersten bestimmenden Eindrücke aus der Praxis des Lebens, die seiner politischen und sozialen Gedankenwelt die Richtung geben. In Lyon, der wundervollen Rhônestadt mit ihren Palästen, Kirchen und Festungswerken, den großartigen Banken und Kaffeehäusern, dem ohrenbetäubenden Lärm betriebenen Handels und Wandels, steht er staunend im „Quartier der Seidenfabrikanten, worin Tag und Nacht fort und fort 60 000 Menschen treten, haspeln, ziehen, drehen, um die Seidenzeuge, die berühmtesten der Welt, zu verfertigen, vom einfachen Seidensaden bis zu den Shawls, für welche eine einzige, die Königin von England, 50 000 Francs bezahlt.“ In Marseille taucht er unter in das Gewimmel schaffender, hastender Männer, die ein unübersehbarer Wald von Handelsfahrzeugen aus allen Nationen der Welt hier zusammenführt. Und dann wieder ein anderes Reiseziel, London und die hiesigen Inseln: Festungsmauern und Kanonen, Handelsschiffe unter dem Schutz einer gebietenden Kriegsflotte und daneben eine Anstalt von 4000 Galeerenflaven. Oder in Havre selbst, dem ewig sommerlichen, in einer märchenhaften Natur unter Palmbäumen und Apfeln, Orangen und Zitronen, ein Bild menschlicher Ohnmacht: Brustkrante aus aller Herren Länder, die hier Heilung und Vergessen suchen.

<sup>1)</sup> Die jüngste Schwester Goegg's, Fräulein Anna Goegg in Renchen, hat mir in liebenswürdigster Weise diesen Briefwechsel zur Einsichtnahme zur Verfügung gestellt. Der Dank dafür und für familiengeschichtliche Hinweise sei ihr auch an dieser Stelle gesagt.

Den unter starken Eindrücken des Erlebten und Geschautes in Heimat und Amt Zurückgekehrten erwartete die Aufgabe, mit den politischen und sozialen Einrichtungen seines weiteren und engeren Vaterlandes sich geistig auseinander zu setzen und sein Zukunftsbild von Staat und Gesellschaft aufzubauen. Aber ehe er in der erregten politischen Luft seines badischen Landes die Ruhe finden konnte, seine Stellungnahme zu Demokratie und Sozialismus, zu deren Literatur ihn ein warmempfindendes Herz für die Not aller Menschen und ein nie zu trübender Idealismus des Helfen- und Besserwollens hinzog, zu klären, wurde er auf den Plan des politischen Kampfes gerufen. Der Ausbruch der Pariser Februarrevolution, an der sein älterer Bruder Gustav als Barrikadenkämpfer teilnahm, rief auch Deutschland auf den Kampfplatz der Erhebung für Freiheit und Einheit der Nation. Amand Goegg ward auf der ungeahnten Welle hineingetragen in die Irrungen und Wirrungen des großen Jahres, das ihn am Ende als Mitinhaber der höchsten Gewalt in seinem Heimatstaate und nach jähem Sturz heimatlos im Exil sah.

Mit starrer Konsequenz und zäher Energie ist der achtundzwanzigjährige Beamte durch das deutsche Sturmjahr geschritten. Die deutsche Revolution hat einen anderen Verlauf genommen, doch wohl nehmen müssen, als ihn der junge Demokrat in seinem Idealismus und Optimismus erhofft hat. Alle Enttäuschung jedoch und alle Bitternis hat ihn nicht abbringen können von dem einen Ziel: nur in der deutschen Republik seine politischen und sozialen Forderungen verwirklicht zu wünschen. Aber er ist nicht stehen geblieben bei einseitiger unfruchtbarer Kritik, die ebenso den launigen Spielführer traf, der bei jeder Gefahr sich ängstlich hinter der Kaffeelade verkriecht, wie die deutschen Fürsten, die in ihrem dynastischen Sonderinteresse nie die uneigennütigen Führer des deutschen Volkes werden könnten. Die Paulskirche in Frankfurt sah er, frühzeitig schon, die Fahrt ins konstitutionelle Kaisertum antreten und er hat dieser Entwicklung entgegen gearbeitet, zunächst in Baden, durch die Sammlung aller Streitkräfte, die sich um das Banner der demokratischen Republik mit sozialistischem Einschlag scharen wollten. Eine von ihm geleitete, großzügige Propaganda, die in Mannheim ihre Zentrale hatte und dem Namen nach von Brentano, dem bürgerlichsten der bürgerlichen Demokraten, geleitet wurde, hat über das ganze Land ein Netz von Volksvereinen gespannt, durch die eine tiefgehende Revolutionierung des badischen Volkes und vor allem des Militärs erstrebt und erreicht wurde. Nicht verfrühte lokale Putschs, wie die Heders und Struves, sondern eine kraftvolle Erhebung des ganzen Volkes in Nord und Süd, in Ost und West, und die Unterstützung durch das revolutionäre Ausland sollten mit einem Schlage die alten Gewalten stürzen.

Als in Frankfurt am Main das Drama in der Paulskirche mit einer Katastrophe zu Ende ging, schien die Zeit gekommen. Der Reichsverfassungskampf mußte sich, wenn anders jetzt die Gelegenheit nicht verpaßt werden sollte, auswachen zum Entscheidungskampfe zwischen Republik und Monarchie. Der Augenblick war da, in dem Amand Goegg in Baden die Früchte seiner agitatorischen Tätigkeit pflücken konnte — zugleich aber auch die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit der Menschen und Mittel. Seinen Glauben an die radikale Demokratie freilich vermochte sie nicht zu erschüttern.

Es kann nicht in meiner Aufgabe liegen, auch nur in kurzen Zügen die Geschichte der badischen Mai-Revolution zu erzählen und die Anteilnahme und den Einfluß Goeggs ausführlich zu schildern. Hier gilt es nur, den allgemeinen Rahmen der Geschichte zu spannen und den jungen badischen Revolutionär in gerechter Würdigung in ihn hinein zu stellen.

Die ganze Bewegung war von vornherein nicht einheitlich getragen von dem einen Willen zur kompromißlosen Durchführung der letzten republikanischen Ziele. Sie war nicht einheitlich geleitet von kraftvollen Persönlichkeiten von der gleichen, unerschütterlichen Ueberzeugungstreue in Tat und Handeln. Sie blieb eine badische in all ihren Voraussetzungen und Mitteln, sie blieb im Grunde die Revolution des badischen Kleinbürgertums. Sein populärster Mann, nach dem Weggang Heders nach Amerika, Lorenz Brentano, wurde ihr Führer — so lange es nicht gelang, sie hinüber zu leiten in den mächtigen Strom einer gesamtdeutschen republikanischen Schilderhebung. Dies ist mit Kraft und Energie versucht worden. Die Sturmvoegel der Revolution strömten aus allen Ländern herbei, um dem badischen Aufstand den lokalen Charakter zu nehmen und ihm den Schwung und die Durchschlagkraft eines allgemeinen deutschen Freiheitskampfes zu geben. Damit aber verlor er die ursprüngliche Farbe und Richtung. Er wurde, wenn er im Sinne der politischen Flüchtlinge aller Länder, die die Ideale des utopistischen französischen Sozialismus im Herzen trugen, glückte, zur sozialistischen Revolution, die die rote Fahne durch ganz Deutschland tragen mußte. Dafür aber fehlten in Deutschland die Voraussetzungen, vollends in Baden mit seiner kaum entwickelten Industrie und dem Mangel einer irgendwie nennenswerten proletarischen Arbeiterschaft. So mußte die Revolution in Baden in der Folge an einer inneren Unwahrhaftigkeit, in die sie das internationale Verschwörertum — es soll dies kein Vorwurf gegen Ueberzeugungstreue Vorkämpfer sein — gebracht hatte, zugrunde gehen. Lange schon bevor die preussischen Bajonette sie

niedergerungen haben. An dem leidenschaftlichen Kampfe der beiden Richtungen, der badisch-demokratischen und der überstaatlich demokratisch-sozialistischen, hat sie sich selbst zermürbt.

Amand Goegg hat innerlich der letztgenannten Richtung angehört. Aber der Mann mit dem blutwarmen Herzen und der fleckenlosen Ehrlichkeit der Gesinnung, mit seiner Liebe zur badischen Heimat und seiner politischen Vergangenheit im Dienste des engeren Vaterlandes, war nicht stark genug, sich von dem kleinbürgerlichen Hintergrunde der badischen Insurrektion völlig zu lösen, jedoch in jedem Augenblicke nur-Demokrat, nur-Republikaner, für den es kein Paktieren mit der monarchischen Gewalt gab. Seine sittliche Unantastbarkeit und die Hochachtung, mit der Freund und Feind dem jungen Menschen begegneten, machten ihn wie geschaffen dazu, im leidenschaftlichen Kampfe der Gegensätze immer wieder die Brücke zu schlagen.

Schon auf der Landesversammlung der demokratischen Volksvereine in Baden am 12. und 13. Mai 1849 war Goegg die Seele der radikalen Minderheit, die im Gegensatz zu der zuwartenden und zur Verständigung mit der großherzoglichen Regierung neigenden Mehrheit die Dinge zur Entscheidung trieb. Das Offenburg-Programm, das zur Grundlage der Regierungsmaximen der jungen Republik, die durch den Abfall des Militärs und die Flucht der alten Regierung unerwartet schnell ihre Verwirklichung fand, gemacht wurde, war sein Werk und namentlich in seinen letzten Punkten erfüllt von dem Geiste sozialer Ideen, die der junge Utopist in seinem demokratischen Staate ins Leben zu überführen plante. Errichtung einer Nationalbank für Gewerbe, Handel und Ackerbau zum Schutz gegen das Uebergewicht der großen Kapitalisten, Einführung einer progressiven Einkommensteuer, Errichtung eines großen Landespensionsfonds, aus dem jeder arbeitsunfähige Bürger unterstützt werden muß, dies waren Forderungen, von denen der Kommunist Johann Philipp Beder sagen konnte, daß sie, den „Berg“ der französischen Nationalversammlung überragend, eine Reihe von sozialen Umänderungen bedingten, die mit der vollständigen Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse endigen mußten. Mit übermenschlicher Anstrengung hat sich dann der radikale Führer in der jungen Republik den ihm zugeteilten Aufgaben gewidmet. In der provisorischen Regierung hat man ihm die Leitung des Finanzministeriums übertragen. In dieser Stellung aber beinträchtigte die Verantwortlichkeit des Ministers die Energie des Demokraten. Im Grunde war es der Tribut, den der Theoretiker der nicht zu übergehenden Wirklichkeit zu zahlen hatte; er ging mit Brentano darin einig, die alte bürokratische Staatsmaschine mit den alten Beamten nur umzuschalten auf das Geleise des neuen Kurzes und mußte fürs erste in der Finanzverwaltung darauf verzichten, die Geldmittel auf anderem als dem bisher geübten legalen Wege in die Kassen zu bekommen. Damit entfernte er sich von den Absichten der fremden Berufsrevolutionäre, die nur in einem rücksichtslosen, durchgreifenden Vorgehen gegen Geld und Besitz die Möglichkeit sahen, die notwendigen Verteidigungsmittel ihres jung erkämpften Staates sich zu verschaffen. Er hat wohl selbst das Lächeln seiner Stellung gefühlt und bald sein Ministerportefeuille gerne einem anderen abgetreten. In den aufregenden Wochen, die dem Entscheidungskampfe gegen die Kontrerevolution vorausgingen, hat er dann in Karlsruhe mehr denn einmal den Vermittler und Versöhner zwischen der Brentanoschen Richtung und der Gruppe der Entschiedenem um Struve gespielt. Die neugewählte Landesversammlung hat ihn zusammen mit Brentano, der nach wie vor der Mann der kleinen badischen Bourgeoisie blieb, auf die man nun einmal nicht verzichten konnte, und Werner die historische Gewalt übertragen, die die einheitliche Leitung des bevorstehenden Existenzkampfes gewährleisten und zugleich dafür sorgen sollte, daß nicht Republik und Demokratie von dem der royalistischen Gesinnung verdächtigen Advokaten Brentano, dem Manne mit dem immer etwas mesquinen Ehrgeiz des deutschen Kleinstaatenvolkswannes und der anscheinenden Gesinnungstüchtigkeit, wie ihn Friedrich Engels vom Standpunkte des marxistischen Sozialisten aus sah, an die Kontrerevolution der Großherzoglichen verraten werde. Aber den geraden, aufrichtigen Mann, der aller Stellenjägeri und Schieberi abhold war, trieb es aus der Niedertracht der Karlsruher Regierungslust hinaus zur Armee. Mit ihr hat er Sieg und Niederlage geteilt, mit ihren Trümmern ist er, nachdem er in Freiburg noch einmal auf dem Pferde des geflüchteten Brentano durch die mit Abfall drohende Menge reitend durch seinen persönlichen Mut die Soldaten zur Pflicht zurückgerufen hatte, über Donauinsingen und Konstanz, bis zuletzt konsequent und unverwundt, in die Schweiz abgezogen. So hat er Ueberzeugungstreue bis zum letzten Augenblicke auf einem verlorenen Posten ausgehalten, wie der Steuermann auf dem sinkenden Schiffe, unbekümmert um das Gekreische der Ratten, die vorher auseinander fielen.

Auf dem gastlichen Boden der Schweiz, dem klassischen Asyl-land der politisch Verfolgten, war seines Bleibens nicht lange. Wegen den diplomatischen Druck der Mächte, die die Revolution in ihren Ländern niedergeschlagen hatten, vermochte es die Schweizer Regierung nicht, den Führern der badischen Revolution gegenüber das Gastrecht zu wahren. Auch Goegg wurde des Landes verwiesen. Ueber Genf, wo er unter falschem Namen sich zur Beiprächung der Zukunftsmöglichkeiten mit den Führern der internationalen Demokratie vereinigte, reiste er nach Paris. Zwischen Hoffen und Bangen, körperlich und geistig von dem

Strapazen der jüngsten Vergangenheit fast gebrochen, lebte er in der lärmenden Seinstadt das Leben eines Einsiedlers, mit der Welt seiner Gedanken im engen Kämmerlein allein, nur im Verkehr mit dem gleichgesinnten Bruder, nur selten besucht von gleichgesinnten Freunden, offenen Auges und wachen Sinnes für die Begebenheiten der politischen Welt und im regen Briefverkehr mit den fernem Gesinnungsgenossen, publizistisch und literarisch tätig. Den Plan, eine Sozialgeschichte der Völker zu schreiben, sofort zu verwirklichen, fehlten einstweilen die Kräfte und Möglichkeiten. An seine Stelle trat eine populäre Broschüre über den Sozialismus. Für die von ihm mitbegründete „Alliance des peuples“ schrieb er „ein Wort an die natürlichen Vermittler des Völkerbundes, die Elsäßer“. Er beschäftigte sich mit einer Geschichte der badischen Revolution und war Mitarbeiter des in Genf erscheinenden „Völkerbundes“ und der Marx-Engelschen Neuen Rheinischen Zeitung in London. Daneben verließ den Vielbeschäftigten und Ewig-Hoffenden nie die Sorge, eine gesicherte Existenz zu finden und dem verehrten Vater die Last dauernder finanzieller Unterstützung abzunehmen. Schon winkte ihm eine einträgliche Stellung in einem französischen Handelshause, als seine plötzliche Verhaftung und Ausweisung aus Frankreich, die mit dem propagandistisch revolutionären Inhalt seiner beschlagnahmten Papiere begründet wurde, alle Ansichten und Hoffnungen zerschlug.

In trüber Stimmung kam Goegg am Ende einer schiffanösen Ueberfahrt in London an, wo er bald im Kreise der Emigranten eine hervorragende Rolle spielte. Eine Agitationsreise nach Amerika, wo er in 35 Städten mit gutem Erfolg in Massenversammlungen für den Anschluß an den deutsch-amerikanischen Demokratenbund warb, unterbrach den englischen Aufenthalt. 1857 gründete er eine Spiegelfabrik in Genf, wo er sich verheiratete und nach der Amnestie im Jahre 1861 in Baden wurde er in Offenburg Leiter der Glasfabrik.

Die Jahre, die zwischen seiner Flucht in die Schweiz und der Rückkehr ins Heimatland liegen, sind die interessantesten seines Entwicklungsganges, und rein menschlich betrachtet, die wertvollsten seines Lebens. Es ist die Zeit der Feuerprobe und Läuterung, die er, die Zähne zusammengebissen, klaglos bestanden hat. Der Heimatlose, der mit unendlicher Liebe und rührender Anhänglichkeit stets der Eltern und Geschwister in seiner badischen Heimat gedachte, mußte im fremden Land, wo den Kränklichen Not und Bitternis, Verhöhnung und Spott umgab — wir haben keinen einzigen Freund, schrieb ihm einmal Franz Sigel, — der Gedanke tröstet, den er in einem Brief einmal so formuliert hat: „Für den Demokraten, für den wahren Menschenfreund ist ja überall die Heimat; die große Aufgabe unserer Zeit geht ja dahin, das Los der allgemeinen Menschheit, d. h. aller Völker zu verbessern, und zu diesem hohen Zwecke einen Bund, eine Alliance der frei sein wollenden Völker herbeizuführen. Hierfür kann der Mann ja auf jedem Flecken der Erde wirken, und wo sein Wirkungskreis ist, da soll auch seine Heimat sein.“ Das unbedingte, glaubensstarke Festhalten an dieser Aufgabe, sein Haß gegen das monarchische Deutschland, gegen die Fürsten, die Feinde der deutschen Einheit und Freiheit, sein unerschütterlicher Glaube an die baldige Verwirklichung seiner demokratischen und sozialen Hoffnungen, ließen den Flüchtling die harten Tage der Verbannung leichter ertragen. Auf der Grundlage einer Lebensphilosophie, die ganz der Gedankenwelt des französischen Sozialisten Proudhon entstammte, — ein origineller Denker ist Goegg nie gewesen — baute er das Haus seiner erträumten sozialen Republik. Er hat sich zwar erst später im Zusammenhange über seine Ziele ausgesprochen, hier mögen nur aus dem Briefnachlaß besonders bezeichnete Stellen wiedergegeben werden, die sein Verhältnis zu den ihn bewegenden Fragen deutlich zum Ausdruck bringen. „Ich wiederhole“, schreibt er dem zweifelnden Vater, „feierlich mein Glaubensbekenntnis, daß ich die deutschen Fürsten für ein absolutes Hindernis halte, daß Deutschland einig und frei im Innern, unabhängig und mächtig nach außen gegenüber den anderen großen Nationen wird. Nur großartige soziale und politische Reformen, die nur unter einer Republik möglich und einführbar sind, können die europäischen Völker vor der rasch zunehmenden Verarmung und sittlicher Entartung retten.“ Er verschließt keineswegs die Augen vor den ungeheuren Schwierigkeiten, die auf dem weiten Weg zwischen seinem Ideal und dessen Erfüllung liegen und in der Natur und den Verhältnissen der Menschen begründet sind. Das aber kann nur den Zweiflern, den Mangelnden, den Schwachen und Kurzsichtigen den Glauben und Mut rauben. „Es ist wahr, was viele Männer oft sagen, es gibt noch zu wenig uneigennützig Menschen, zu wenig aufrichtige wahre Republikaner für die Gründung einer wahren Republik. Allein diesen Aussprüchen muß ich stets erwidern, daß die Menschen so geworden sind und so bleiben unter dem korruptierten, monarchischen System, wo nur gegenseitige Ueberwältigung, Konkurrenz, Herrschaft einzelner wie ganzer Klassen, Heuchelei und so viele andere Laster zum Panier und zur Lebensmaxime erhoben werden. Erst wenn einmal ein Menschenalter hindurch die freie republikanische Staatsform durch ganz Europa existiert hat und bleibt, und zwar mit wahrhaft liberalen Institutionen und sozialen Verbesserungen, hauptsächlich größerer Verbreitung des Unterrichts und bessere Erziehung von Kindheit an, dann, dann wird es auch viele wahre Republikaner geben und die Menschen im allgemeinen besser wie heute

sein. Darum soll sich auch die Anstrengung derer, welche dies erkennen, eher verdoppeln, um zur Einführung der Republik beizutragen. Glücklicherweise gibt es schon Millionen von Menschen in Europa, die dies erkennen, und das ist schon ein großer Schritt vorwärts. Es ist kein Zweifel, daß die wahre Demokratie früher oder später bei allen zivilisierten Völkern das einzige System wird.“

Die Entwicklung in seinem deutschen Vaterlande ist erst auf einem weiten Umweg zu diesem Ziele gelangt. Bismarck hat mit anderen Mitteln und aus dem entgegengesetzten Lager kommend das deutsche Volk zur Einheit und Höhe geführt. Seiner historischen Größe vermochte der starre Demokrat nicht gerecht zu werden. Für ihn war er der ehrfurchtige Graf, der einen dummen und eigenwilligen König in einen wahnwitzigen Krieg verwickelte, aus dem nur der Ruin von Handel und Industrie und die Knechtung Deutschlands herauszuwachsen konnte. Der ganze Haß des süddeutschen Achtundvierzigers gegen die unverstandene Starrheit preussischen Wesens steigerte sich ihm in den erregten Tagen, die die preussisch-deutsche Frage mit Blut und Eisen zur Entscheidung brachten, zu kurzschichtiger Ungerechtigkeit. Seine Auffassung war und blieb dieselbe, wie er sie einmal in der bitteren Leidenszeit seiner Flüchtlingsjahre seinem Vater auseinandergesetzt hat: „Wegen der österreichisch-preussischen Parteilichkeit in Baden würde ich, wenn ich nicht Republikaner wäre, eher für Oesterreich stimmen, das doch nicht so gefährlich und demoralisierend, wie das abgefeimte und abgeschliffene Preußen ist. Der Oesterreicher ist in der Aufklärung noch zurück und darum noch ein Werkzeug des Absolutismus, allein er ist doch eine gemüthliche, ehrliche Haut, eine kräftige, ungelünstete Natur, paßt mehr zum Badenjer als Süddeutscher und wird bei gehöriger Aufklärung und Bildung zehnmal eher Republikaner, als der eingebillete, im Grunde gemüth- und kopfleere Preuze. Selbst die preussischen Demokraten, zu Hause und unter den Flüchtlingen, sind und bleiben halt Preußen, leere, eingebillete Schwämer, Maulhelden, ohne das Herz auf dem rechten Fleck.“ Die verhasste Entwicklung freilich, der Bismarck die Richtung gab, ließ sich nicht aufhalten. Die Hoffnung auf eine neue Revolution war auch dem optimistischen Demokraten geschwunden, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht. Für sie galt es vorzuarbeiten. Zusammen mit Führern der internationalen Demokratie gründete deshalb Goegg im Jahr 1867 in Genf eine Friedens- und Freiheitsliga, für die er im kommenden Jahr in London auch Marx und Engels zu gewinnen suchte, aber nur eine hohle Absage erhielt. Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges mußte den Pazifisten in seinen Friedensbestrebungen nur bestärken. Der auf den 24. Juli 1870 nach Basel einberufene Friedenskongress konnte nur unter Protest konstatieren, daß wieder einmal die Gegensätzlichkeiten im Zusammenleben verschiedener Völker nur mit den Waffen ausgeglichen werden zu können schienen.

Das äußere Leben des Menschen- und Friedensfreundes bewegte sich auch in den kommenden Jahren nicht in geruhigen Bahnen. 1867 verließ er seine badische Heimat, um in der Schweiz die Generalagentur einer Londoner Firma zu übernehmen. Dann aber trieb es den Mann mit dem Grimmeisshausen'schen Blut in den Afern wieder in die Ferne. Auf vielen interessanten Reisen hat er Amerika und Australien durchquert, Propagandavorträge in großer Zahl für seine Freiheits- und Friedensideen gehalten und seine Anschauungen von Welt und Leben erweitert und vertieft. Im „Hamburger Fremdenblatt“ und in der „Frankfurter Zeitung“ hat er über seine Fahrten interessante Berichte gegeben. Im Jahr 1883 kehrte er nach München zurück und verlebte die letzten Jahre, die nur dann und wann von kleineren Reisen unterbrochen wurden, an der Seite seiner jüngsten Schwester Anna in stiller Zurückgezogenheit, allseitig geehrt und geachtet. 1897 ist er zur ewigen Ruhe eingegangen.

In seinen letzten Lebensjahren war der einstige badische Diktator Mitglied der Sozialdemokratischen Partei geworden. Aber es wäre verfehrt, ihn zu einem marxistischen Sozialisten strenger Observanz stempeln zu wollen. Sein sozialdemokratisches Programm, das er als Nachtrag zu seinen „Authentischen Aufschlüssen über die badische Revolution von 1849“ im Jahr 1876 geschrieben und 1889 als Sonderabdruck unter dem Titel „Zur religiösen und sozialen Frage“ verbreitet hat, beruhte auf ganz anderen Voraussetzungen als die starre Lehre des jüdischen Dialektikers. Sie entsprang, auch wo sie sich mit den Forderungen des marxistischen Sozialismus deckte, weit mehr einem warm empfindenden Herzen und einer unendlichen Liebe zu den Mitmenschen, als streng logischer Denkarbeit. Amand Goegg ist im Grunde der utopistische Sozialist geblieben, als den wir ihn in seinen jungen Mannesjahren kennen gelernt haben.

Die Demokratie darf ihn an seinem heutigen 100. Geburtstag mit Stolz den Ihrigen nennen. Er ist kein großer Denker und nur ein mittelmäßiger Staatsmann gewesen, nicht groß und stark genug, in außerordentlichen Zeiten durch den unwillkürlichen Schwung einer neuen Lehre oder durch das rückwärtslose Draufgängertum eines eisernen Gewaltmenschen mit sich fort und aufwärts zu reißen. Aber um einer Idee in friedlichen Zeiten langsam zum Durchbruch zu verhelfen, bedarf es auch lebenswürdigerer Menschen, die mit Herz und Sinn dem Volke gehören und durch die Lauterkeit ihres Charakters berufen sind, ihre Lehre in die Massen zu tragen, weil sie selbst ein ganzes Leben voll

Leiden und Entbehrung ihr gewidmet haben. Und von der Art ist Amand Goegg gewesen. Er war ein Mann, nehmte alles nur in allem.

Der vorliegende Versuch stützt sich neben dem bereits erwähnten interessanten Briefwechsel mit dem Elternhaus auf die Kenntnis der gesamten Revolutions- und Mächtigkeitsliteratur. Der Artikel Franz Brimmers über Goegg in Bettelheims Biogr. Jahrbuch, II, 1897 gibt nur unvollständig das äußere Gerippe seines Lebens; Friedrich Weech in den Bad. Biogr. Bd. V ist ganz von diesem abhängig. Ueber die Simplicissimusfeiern in Menchen vergl. man Erich Schmidt, Charakteristiken, 1886, S. 96. Ein Porträt des edlen Menschen kenne ich leider nicht; die Karikaturen auf ihn aus der badischen Revolutionszeit sind wiedergegeben in dem von mir herausgegebenen, soeben bei Neuf & Jitta in Konstanz erscheinenden Bändchen: „Volkstaat und Einheitsstaat. Dokumente aus der bad. Revolution 1848/49“. Von Goeggs Schriften sind noch anäthetisch: „Nachträgliche authentische Aufschlüsse über die bad. Revolution von 1849“, Zürich 1876, anonym, und „Ueberseits Reisen“, Zürich 1888. Das Schriftchen „Zur religiösen und sozialen Frage“, Zürich 1889, ist nur ein Separatabdruck aus dem Werkchen über die badische Revolution.

## Karlsruher Künstlererinnerungen.

Von Hans Gude.

Aus dem Norweagischen überfetzt von Caron Lefling.

### III.

1874 unternahm ich mit meinen beiden Töchtern Sigrid und Gunnild eine Reise nach der Schweiz, aber ohne die Absicht, dort zu malen. Wir fuhren zusammen mit einer entzückenden Sängerin, Frau Wille, mit der wir in Karlsruhe viel verkehrten. Sie war Primadonna bei der Oper gewesen, hatte dann aber einen jungen Bankier geheiratet und sollte bei einem großen Schweizer Musikfest in Basel singen, dem wir dann auch ein paar Tage beizwohnten. Wir trafen dort auch Stockhausen, den ich von früher kannte, und es war ganz interessant, in diese Art Leben und den Verkehr zwischen den Künstlern und musikalischen Autoritäten der Stadt hineinzusehen, mit all ihrer Empfindlichkeit und Eifersüchtelei und gleichzeitiger Begeisterung und gehobener Stimmung.

In diesen Jahren hatte unsere Gesellschaft in Karlsruhe und besonders unser nächster Kreis einen angenehmen Zuwachs bekommen in dem trefflichen Maler Nießtahl mit Frau. Er hatte mir geschrieben und angefragt, ob er ein Atelier erhalten könnte; in dem Fall wollte er gern versuchen, ob das Leben in Karlsruhe ihm behagen würde; er hatte große Sympathie für meine Kunst und deshalb an Karlsruhe gedacht. Ich antwortete, daß wir sie natürlich mit offenen Armen empfangen würden, also kamen sie. In den fünf bis sechs Jahren, die er in Karlsruhe lebte, malte er seine bedeutendsten Bilder und war uns allen ein leuchtendes Beispiel dafür, was man (das Talent natürlich vorausgesetzt) mit einem eisernen Willen und Fleiß, wie dem seinigen, erreichen kann. Er malte mit Vorliebe Szenen des katholischen Volkslebens, mit großen Versammlungen von Menschen, Gebirgsgottesdiensten in der Schweiz oder in Tirol, die bei irgendeiner kleinen Kapelle in der Wildnis stattfanden, Leichenbegängnisse, wie das berühmte gewordene vor dem Pantheon in Rom usw., und immer brachte er die innere Bewegung der Einzelnen, den Grad von Andacht bei verschiedenem Alter und Geschlecht, das Charakteristische bei jedem besonderen Individuum so vollendet zum Ausdruck, daß man hätte glauben können, es sei so in einer Augenblicksphotographie festgehalten worden. Das Landschaftliche hatte dieselbe Vollendung in der Darstellung und die feinste Sparjamkeit der Mittel im Vergleich zu der Bedeutung der Figuren. Nichts war nachlässig behandelt, die Liebe zur Schönheit der Natur hatte ihn dazu gebracht, alles zu studieren, ob es der Nebel war, der sich um die Bergspitzen der Alpen legte, oder die Art, wie das kurze Gebirgsgras auf dem feinen Boden wuchs. Er selbst war eine strenge, ernste Natur, aber mit einem warmen Herzen für seine Freunde. Er war nicht ganz so streng mit seinen Anforderungen an andere wie an sich selbst; indessen verhehlte er nicht sein Mißfallen an einer nachlässigen und pietätlosen Arbeit, und oft wenn er in meinem Atelier gewesen war, fühlte ich, daß mir etwas klar geworden war, was ich verkannt hatte. Wenn ich die alte Freundschaft zu dem lebenswürdigen, verständigen Des Cordres ansah, war Nießtahl derjenige, dem ich mich während meines Karlsruher Aufenthaltes am meisten angeschlossen. Ebenso ging es uns mit seiner Gattin, der wir auch in unauslöschlicher Freundschaft verbunden blieben. Wir haben Glückliches und Schmerzliches zusammen erlebt, und sie blieb immer dieselbe in ihrer stillen Güte, ihrem wehmütigen Humor und ihrer frommen Resignation in aller Traurigkeit und allem Unglück. Sie war eine feine musikalische Natur, sehr belesen und interessiert für alle Forschungen über die großen Rätsel des Lebens.

Ein Mann, der auch tief in unser Leben eingriff, war der lutherische Pfarrer Max Frommel in Sippingen, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Karlsruhe, dessen Gemeinde wir uns angeschlossen. Er war ein geistreicher Prediger, ein gewissenhafter und edler Mensch. In seiner Gattin fand ich die Tochter des norwegischen Generalkonsuls

Egidius in Amsterdam wieder, die sich so freundlich meiner annahm, als ich sechzehn Jahre alt da angekommen kam. Sie war eines der vielen Kinder, die damals mit mir gescherzt und mich genedelt hatten. Jetzt war sie ebenso eifrig in ihren vielen Pflichten der Gemeinde gegenüber wie er, sie hatte für viele Kranke und Arme zu sorgen und sie zu trösten. Es war ein eigentümliches Leben in der kleinen, abgelegenen Gemeinde mit dem redgewandten Prediger, dem mit seiner glänzenden Begabung die Welt offen stand und der diese bescheidene Umgebung doch lange Zeit vorzog. Mehrere unserer Kinder wurden dort konfirmiert, und bei solchen Gelegenheiten waren wir auch in dem gastfreien Hause zu Besuch.

Im Herbst 1874 kam von dem preussischen Kultusminister eine Anfrage, ob ich eine Berufung als Leiter eines akademischen Meisterateliers nach Berlin annehmen würde. Das gab für mich vieles zu bedenken, und ich entschloß mich, im November hinzureisen und zu untersuchen, wie die Verhältnisse lagen. Ich fand die Räumlichkeiten, die meine Schüler und ich haben sollten, weniger angenehm, sie waren in dem Rezinischen Palais, da wo jetzt das neue Reichstagsgebäude steht. Alle Ateliers sahen vernachlässigt aus, aber man versprach mir vollständige Instandsetzung, und das Gehalt, das mir angeboten wurde, war beträchtlich höher als das Karlsruher; dazu kam die Wahrscheinlichkeit eines weiteren Wirkungskreises. Ich band mich indessen nicht, da ich erst mit dem Großherzog sprechen wollte, denn ich fühlte beinahe etwas wie Verrat gegen ihn, dem ich so viel schuldete. Es war ein peinlicher Zwiespalt. Auf der einen Seite die großen Vorteile in künstlerischer Beziehung in einer so stark im Aufschwung begriffenen Großstadt, dann die pekuniären Vorteile und die friedlichen Verhältnisse unter den Künstlern, verglichen mit der lauernden Feindschaft, der ich in bezug auf meine Stellung ausgesetzt war (persönlich war es weniger der Fall) — auf der andern Seite hielten mich die Ergebenheit gegen den Großherzog und die lieben Freunde in Karlsruhe. Es wurde mir dann auch zum Schluß, als die offizielle Anfrage in der Weihnachtszeit eintraf, unter dem Eindruck der Liebesswürdigkeit des Großherzogs, der mich zu bleiben bat, nicht schwer, mich dazu zu entschließen. Als ich meine erregte Zusage gab, sagte er: „Ich bin sicher, jetzt gibt es ein großes Fest, und da will ich dabei sein.“ Dies war denn auch der Fall; den 16. Januar 1875 wurde ein Mittagessen in dem größten Hotel gegeben, und auf den unerhörten Umstand, daß der Großherzog einem solchen in einem Hotel beizwohnte, wurde viel Gewicht gelegt. Der Großherzog hielt selbst bei Tisch eine Rede. Eine Art Genugtuung fand ich darin, daß meine Wegener auch anwesend waren.

Unsere älteste Tochter Sigrid hatte mehrere Jahre mit ausgesprochenem Talent künstlerische Studien betrieben, zuletzt unter der Leitung des als Künstler und Lehrer gleich ausgezeichneten Gussow. Ich hatte seine Berufung dem Großherzog empfohlen, und er brachte mit seiner glänzenden Technik und seinem frischen Naturalismus ernente Anregung. Denselben Winter kam Bildhauer Otto Lessing, der Sohn O. J. Lessings, der sich nach mehreren Studienjahren in Karlsruhe in Berlin niedergelassen hatte, nach Hause auf Besuch, und eines schönen Tages kam er und wünschte mit Sigrid sprechen zu dürfen. Sie wurde aus dem Atelier geholt, und gleich darauf baten sie um unsere Einwilligung zur Verlobung. Die Palette, die sie fortgeworfen hatte, wurde nicht mehr hervorgeholt, sie wollte nur von entweder — oder wissen.

Als Sommeraufenthalt 1875 wählten wir Dröbak im Kristianiafjord. Statt, wie sonst, lange Studienreisen zu machen, kam ich mehr und mehr dahin, den ganzen Sommer an einem Ort zu bleiben; zum Teil lag es wohl daran, daß ich dann meine Familie auch im Sommer mit mir verjammeln konnte. In diesem Jahr sollten wir meine alte Mutter bei uns haben und die beiden Jungen konnten uns von Kristiania aus besuchen. Lidemands waren auch in Kristiania, und wir sahen sie öfters, ohne zu ahnen, daß es unser letztes Zusammensein werden sollte.

Am 25. Juli feierten wir unsere silberne Hochzeit mit allen Kindern und vielen lieben Verwandten und Freunden, darunter meine Schwägerin Wedel und Theodor Kjerulf mit ihren Frauen, und mehrere Maler, wie Noos und Thaulow. Mein Sohn Ove hielt eine hübsche Rede und wir waren alle in froher Stimmung. Ich malte eine große Anzahl guter Studien, teils in Dröbak selbst, teils in Husvit und in Sjøt.

Gegen den Herbst kam ein Brief von Otto Lessing, daß es Schwierigkeiten gäbe wegen mangelnder Papiere für die Trauung, die gleich nach unserer Rückkehr stattfinden sollte, und ob diese nicht anstatt dessen in Norwegen vor sich gehen könnte, wo diese Hindernisse nicht beständen. So lösten wir also in der größten Eile einen „Königsbrief“, und Otto Lessing kam drei Tage vor der Hochzeit in Dröbak an, die am 21. September 1875 in Kristiania stattfand. Aber auch dann sollte es noch Schwierigkeiten geben. Ove erkrankte ernstlich am Morgen des Hochzeitstages, und da er alle Vorkehrungen getroffen hatte, ging verschwendenes schieß. Wir waren alle in der Dreifaltigkeitskirche versammelt, aber der Bräutigam kam nicht, Ove, der stark sieberte, hatte uns nicht

sagen können, daß er der Verabredung nach den Bräutigam abholen sollte. Derselbe stand und wartete vor dem Hotel, ohne zu wissen, in welcher Kirche die Trauung stattfinden sollte; er war ganz fremd in der Stadt und konnte kein Wort norwegisch. Als eine ganze Stunde vergangen war, nahm er einen Wagen und fuhr nach Professor Njerulfs Wohnung, deren er sich erinnerte, doch da waren natürlich alle fort und in der Kirche, so daß er sich in seiner Verzweiflung wieder in den Wagen setzte, dann aber zum Glück Hermann Wedel Jarlsberg traf, der herumgefahren war, um ihn zu suchen. Inzwischen war der Organist so liebenswürdig gewesen, ein klassisches Präludium nach dem andern zu spielen, und als Otto endlich kam, nahm er den Weg zum Altar in einem Tempo, als gälte es, eine Schanze zu stürmen, statt den Takt zu der feierlichen Melodie zu halten, die gerade angestimmt wurde.

In diesen Jahren hatte ich eine Reihe talentvoller Schüler nach der andern, von denen die meisten ausgezeichnete Künstler geworden sind. Außer den vorerwähnten Norwegern kamen nun Bracht, v. Meckel, Ravenstein, Schirm, Kallmorgen und Roman. Eugen Brachts Laufbahn war merkwürdig. In dem Jahr, in dem ich Düsseldorf verließ (1862), kam er dort in meine Klasse. Er war eine zeitlang Schüler von Schimmer gewesen und wollte nun zu mir. Seine Studien verrieten ein unzweifelhaftes Talent, und ich interessierte mich lebhaft für ihn, mußte aber abreißen. Bald danach erhielt ich in Wales die Nachricht, daß er sich leider entschlossen habe, die Kunst aufzugeben und Kaufmann zu werden. Ich hörte seitdem nichts wieder von ihm bis 1876, also vierzehn Jahre später, als er mir einige Studien übersandte, die er in seinen freien Stunden gemalt hatte, und mich bat, zu entscheiden, ob er sich der Kunst wieder widmen sollte. Ohne mich zu besinnen, riet ich ihm dazu, und bald darauf kam er mit seiner Frau und drei Kindern nach Karlsruhe, und ehe ein Jahr um war, zeigte es sich, wieviel in ihm steckte. Es ist jetzt einer der allerersten Landschaftsmaler und schon seit vielen Jahren Professor der Landschaftsmalerei an der Hochschule in Berlin. Mit solchen Schülern war es eine Freude, zu arbeiten. Ich kann wohl sagen: zusammenzuarbeiten, denn bei uns herrschte noch weniger als früher das sonst übliche Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern, wie übten gegenseitig Kritik, und jeder Entwürf zu einem Bild, von ihnen sowohl wie von mir, wurde von vornherein gründlich überlegt, so daß es selten vorkam, daß jemand bei der Ausführung von etwas Zeit verlor, das schon in der Skizze schwache malerische Seiten oder einen Fehler in der Idee gezeigt hatte. Wir kamen einmal in der Woche abends zusammen und brachten Schwarz-Weiß-Entwürfe oder farbige Skizzen mit, Lösungen von Aufgaben, die wir uns in der vorhergehenden Sitzung gestellt hatten. Teils wurden die Aufgaben mit Beziehung auf den Inhalt gestellt, z. B. ein Sommerabend oder ein Wintertag oder dergleichen ohne nähere Angabe; meist waren es aber praktische Aufgaben, wie die Verteilung von großen Schattenmassen und kleineren Lichtpartien oder umgekehrt auf ein gegebenes Format, das wirksame Gruppieren kalter und warmer Farben, clair obscur oder volles Licht, oder auch ein bestimmt angegebene Verhältnis von vertikalen und horizontalen Formen usw. Die Lösungen gaben Anlaß zu den lebhaftesten Auseinandersetzungen und eingehender Kritik, und wenn einmal etwas unter aller Kritik war, so wurde der Fall mit einem Scherz oder einem Witz erledigt, der bei dem gegenseitigen vertraulichen Verhältnis nie übel genommen wurde. Diese Abende führten wir mehrere Jahre durch, und das war nicht schwer bei der Teilnahme von so intelligenten, lebhaften Menschen; es waren besonders Bracht und Wiffen, die immer mit neuen Ideen kamen und die interessantesten Lösungen brachten. Mit der Zeit hatten wir so viele wertvolle Entwürfe, daß wir sie in Lichtdruck zu einem Heft sammelten.

In diesem Sommer verloren wir Tidemand. In seiner Todesstunde, die so unerwartet über ihn kam, ließ er uns grüßen und dachte an alle, die er liebte. Bald danach bekamen wir ein rührendes Zeichen seiner Freundschaft. Es existierte ein Jugendporträt von mir, das ein Düsseldorfer Maler, Bojer, gemalt hatte und das ihm gehörte. Dieser hatte eine Menge Porträts von damaligen Künstlern gemalt, die er zu größeren Bildern mit charakteristischen Szenarien benutzte. Das bekannteste ist das, wo Lessing auf dem Schießplatz als Schützenkönig gehuldigt wird. Dieses Jugendporträt hatte sich meine Gattin gewünscht, aber Bojer wollte es nicht hergeben, und das wußte Tidemand. Das letzte, was er vor seiner letzten Reise nach Norwegen einige Wochen vor seinem Tode malte, war eine Kopie dieses Porträts für meine Frau.

In diesen Jahren erlebten wir zu unserem größten Schmerz, daß unser liebster Freund, Des Condres, immer kränker wurde und nach schwerem Leiden starb. Ein weiterer Verlust, wenn auch in anderem Sinne, drohte schon seit längerer Zeit und wurde schließlich Tatsache: Rießstahl trat von seinem Direktorposten zurück und siedelte nach München über. Er hatte seine Aufgabe in einer Weise aufgefaßt, die Mißvergnügen unter den Schülern weckte; er war der Überzeugung, daß man eine strenge Schule durchmachen müsse, um ein tüchtiger Künstler zu werden, und die Studien sollten insoweit mit Fleiß und Ord-

nung betrieben werden, wozu er selbst das beste Beispiel gab. Er versuchte, seine Anschauungen mit brennendem Eifer, aber auch mit Überlegenheit durchzuführen, und das erregte Verstimmung. Wenn dergleichen im Gange ist, gehört kein großer Anlaß dazu, um es zum Ausbruch zu bringen, und diesen gaben die Vorbereitungen zu dem Fest von Lessings siebenzigstem Geburtstag 1878. Uns fiel es nicht ein, daß dieses von anderer Stelle ausgehen sollte, als von uns, Lessings Freunden, und, um der Sache ein allgemeineres Gepräge zu geben, berief Rießstahl noch mehrere Herren anderer Stände zusammen, um die ganze Stadt Anteil nehmen zu lassen. Aber da hieß es mit einemmal, daß dies eine Annäherung von Rießstahl sei, zu der er kein Recht hätte, und daß der Künstlerverein allein das Fest übernehmen sollte. Darauf folgte eine stürmische Sitzung im Verein mit den empfindlichsten, unverschuldeten Angriffen gegen Rießstahl, die ich mit Unterstützung beantwortete. Zum Schluß verließen wir beide die Sitzung und die Folge war, daß Rießstahl den Tag nachher den Großherzog um seine Entlassung bat. Das Fest kam zustande, aber merkwürdigerweise lag es ganz in den Händen von jenen, die immer nicht nur der Schule, sondern auch Lessing am feindlichsten gegenüber gestanden hatten. Es hing an einem Haar, und meine Frau und ich hätten uns gezwungen gesehen, es wie Rießstahl zu machen und fern zu bleiben, aber zum Schluß kam es doch so, daß wir teilnahmen.

## Technische Neuigkeiten.

Von Ernst Trebestus.

Von den Edelgasen stiehe bisher das Helium seiner Gewinnung die größten Schwierigkeiten entgegen. Der Preis dafür war deshalb auch so außerordentlich hoch, daß man gänzlich davon Abstand nehmen mußte, es für praktische Zwecke zu verwenden. Da Helium zu den unbrennbaren Gasen gehört und sein spezifisches Gewicht nicht viel höher ist als Wasserstoffgas (1 Liter Wasserstoff wiegt 0,0899 Gramm und 1 Liter Helium 0,1708 Gramm), so würde es sich vor allem als Füllgas für Freiballons und Luftschiffe eignen, da es die Gefahr der Feuergefährlichkeit bei diesen Luftfahrzeugen mit einem Schlage beheben würde. Nun kommt aus Amerika die Nachricht, daß es dort gelungen sei, das bisher so seltene Gas fabrikmäßig aus Erdgas herzustellen. Bereits während des Krieges wurde die Gewinnung des Heliums durch einige Fabriken in Kansas, Oklahoma und Texas aufgenommen und beim Abschluß des Waffenstillstandes standen 4000 Kubikmeter verdichtetes und nahezu reines Helium zur Verschiffung nach dem europäischen Kriegsschauplatz bereit, wo es die Engländer für ihre Luftschiffe verwenden wollten. Sollte sich die Nachricht bewahrheiten, daß ein Kubikmeter Helium, nach dem neuen Verfahren hergestellt, tatsächlich nur 18 Mark kostet, so wäre damit das unbrennbare Heliumgasluftschiff in den Bereich der Möglichkeit gerückt.

In industriellen Kreisen erregte vor kurzem die Meldung über ein neues Eisengewinnungsverfahren berechtigtes Aufsehen. Danach soll es einem Holländer gelungen sein, mit Hilfe seines Ferro-Karbonitverfahrens Eisen und Stahl direkt aus Erzen zu gewinnen, ohne Verwendung von Hochofen. Zur Verarbeitung einer bestimmten Eisenerzmenge soll man nach dem neuen Verfahren nur ein Drittel der Kohlenmenge benötigen wie zum heutigen Hochofenprozeß. Abgesehen von den großen Ersparnissen an Kohlen, die bei den jetzigen hohen Preisen ganz besonders ins Gewicht fallen, würden in Zukunft auch die riesigen Kosten für die Errichtung der Hochofen mit ihren Winderhitzern, Aufzügen, Maschinenanlagen usw. in Wegfall kommen. Die holländische Regierung hat einen namhaften Betrag zur Erprobung des neuen Verfahrens zur Verfügung gestellt.

Die rationelle Herstellung von Wohnhäusern spielt zurzeit nicht nur bei uns in Deutschland, sondern auch in allen anderen Kulturländern eine höchst wichtige Rolle. Besonders in Amerika hat man der Massenherstellung menschlicher Behausungen von jeher großes Interesse entgegengebracht. fand man doch in dem Beton einen Baustoff, der sich für die fabrikmäßige Herstellung bestimmter Konstruktionen und Bauteile eignete wie sonst kein anderes Material. Bei den neuesten Reihenhäusern ging man in der Weise vor, daß man die Außenwände als Rippenplatten goß und alsdann auf die Fundamente aufbrachte, die in Verschalungen gestampft waren. Auch die Zimmerdecken wurden aus einem Stück gegossen und nachdem auf die Umfassungswände aufgelegt. Sogar die Schornsteine wurden in einem Stück gestampft und dann im Innern der Häuser aufgestellt. Ein Einfamilienhaus mit vier Zimmern, Keller, Veranda, Bad und Klosett besteht nach dieser Methode aus circa 60 Einzelteilen.

Ein schwimmendes Elektrizitätswerk wurde in England während des Krieges errichtet. Es hat die Aufgabe, die an Land gelegenen verschiedenen Verbrauchsstellen, die von dem

Elektrizitätswerken, an die sie angeschlossen sind, nicht ausreichend Strom erhalten, aus Hilfsweise durch Abgabe von Strom zu unterstützen. Das flachgehende Fahrzeug, das sich infolge seines geringen Tiefganges an alle Verbraucherstellen am Ufer heranbringen läßt, liefert mit seinen Maschinen sowohl Gleich- als auch Wechselstrom von verschiedener Spannung. Die sechs Schiffskessel speisen zwei Dampfturbinen von je 500 Kilowatt Leistung. Es kann Wechselstrom von 400 bis 600 Volt und Gleichstrom von 220 bis 575 Volt erzeugt werden. Durch Transformatoren kann Hochspannung von 2000 bis 7600 Volt erreicht werden. Die Kessel werden mit Del geheizt, von dem 40 Tonnen an Bord mitgeführt werden können. Neben diesen Einrichtungen trägt das originelle Fahrzeug noch eine kleine Werkstatt für Reparaturen, sowie ein Magazin und einen Verwaltungsraum.

In China, wo schon vor dem Kriege jährlich etwa 60 Millionen Stück Eier nach Europa ausgeführt wurden, hat sich während des Krieges mit kräftiger Unterstützung der Entente eine Eiergroßindustrie entwickelt, die die Ausfuhr an Eiern um ein Vielfaches steigerte. Die Eier werden zuvor, da sie in gewöhnlichem Zustand nur in Kühlschiffen mit großem Naumaufwand transportiert werden können, nach einem besonderen Vakuum-Trockenverfahren getrocknet. Früher ließ man den Inhalt der Eier, Eiweiß und Eigelb, entweder gemischt oder getrennt, nach dem Zerschlagen der Schale an der Luft trocknen, welcher Prozeß mehrere Tage dauerte und wobei die Masse viel Bakterien annahm. Durch das maschinelle Trocknen mittels Vakuum-Trockentrommel wird diese Bakterienanhäufung vermieden. Ein gewöhnliches Ei von 60 Gramm enthält zirka 30 Gramm Eiweiß, 22 Gramm Eigelb und 8 Gramm Schale. Das Eiweiß enthält etwa 86 Prozent, das Eigelb 37,3 Prozent Wasser. Das verdunstete Wasser und die Schale braucht also beim getrockneten Ei nicht mit transportiert zu werden und außerdem kann das Trockenpulver in verbleibenden Büchsen auf den Weg gebracht werden. Es nimmt also viel weniger Raum weg als das konservierte Ei und ist unbegrenzt haltbar.

Die in den letzten Monaten mit Flugzeugen erreichten Höhen lenken die allgemeine Aufmerksamkeit auf die für solche Höhenflüge besonders konstruierten Höhenmotoren. Derartige Höhen (Weltrekord 10 200 Meter) lassen sich nämlich durchaus nicht mit den gewöhnlichen Flugzeugen erreichen. In etwa 5500 Meter Höhe z. B. beträgt die Leistung eines gewöhnlichen Flugzeugmotors nur noch die Hälfte. Dies rührt daher, daß das Benzin in der durch das Subvolumen (Zylinderfläche mal Hub) festgelegten räumlichen Menge der angesaugten Luft nicht mehr genügend Sauerstoff findet und deshalb unvollständig verbrennt. Und da von dem Grade der Verbrennung des Gemisches auch die Kraft der Explosion und damit die Leistung des Motors abhängt, so muß diese Leistung um so geringer werden, je geringer die Zufuhr von Sauerstoff wird, je höher also das Flugzeug steigt. Man hat daher für Höhenflüge besondere Motoren erbaut. Es bieten sich dafür zwei Wege, entweder gibt man dem Motor eine Hilfsvorrichtung in Gestalt eines Gebläses, das dem Motor in größeren Höhen die Luft in verdichtetem Zustande zuführt, so daß er wieder genügend Sauerstoff vorfindet (Vorverdichtung) oder man hemmt die Zylinder des Motors derart, daß in größeren Höhen noch so viel Luft angesaugt wird, um die der geforderten Leistung entsprechende Benzinnmenge verbrennen zu können (überbemessene Motoren). Beide Gattungen sind in Deutschland erbaut und erprobt worden. Welcher die Zukunft gehört, muß sich noch erweisen.

## Wolfach.

Von Walter Burt.

Noch leuchtete gelb-goldene Ginsterblüte von den Hängen, des scheidenden Frühlings Abschiedsgruß an die fröhlich einziehende Sommerszeit, und ein glücklicher Matentag versank in sterbender Schöne hinter den walddünen Bergen des dämmernden Kinzigtales.

Hoch droben stand ich, frohen Auges hinunterblickend zum Meßziel jenes Abends: Wolfach.

So sicher und wohlgeborgen liegt es drunten, so fröhlich umkränzt von jenem satten Grün, wie es auf der weiten Welt nur die Schwarzwaldwiese hervorbringt, so altväterlich gemütlich mit Torturm und Giebeln, mit seinen Gassen und Gäßchen, als hätte es glücklich geträumt, indes die Welt drüben über den Bergen toste und hastete.

Und während ich sinnend verweile, beginnt sich das Silberband des Flusses in blaue Schleier zu hüllen, und auch die frischen Rubenstimmen, deren Inhaber sich vorhin noch, halbnaakt, mit selbstgefügtem Floß auf der Kinzig vergnügten, sind plötzlich verstummt, nur das Rauken des Wehrs drunten bei der Fabrik vermischt sich mit dem Flüstern des aufgehenden Nachtwindes in den Zweigen mir zu Häupten.

Und langsam, den Hut in der Hand, ein ländliches Abendlied aus fernem Kindheitstagen im Herzen, wende ich mich tollwärts, während drunten schon da und dort ein Lichtlein aufblitzt und

weißer Rauch heimelig aus den Essen steigt. Die Wolfacher Mütter rüsten die Abendsuppe.

Da holpert noch ein verspäteter Bauernwagen über das Pflaster, der Koffelentfer ist wohl länger als programmäßig am Biertisch kleben geblieben, und nun erwartet ihn zu Hause die Gattin, mehr oder weniger freundlich, mehr oder weniger wortreich, je nach Gemütsart und Hausbrauch. Und fleißig greift der Backere zur Peitsche.

Es ist schon dunkel, wie ich aus Stadttor komme, links drüben, halb verdeckt durch schattige Bäume, glänzen die Pächter des gastlichen Herrngartens, und aus den Rosenbosketts klingt fröhliche Abendunterhaltung und helles Mädchenlachen. Keinen Augenblick würde ich mich wundern, käme ein bezopfter Stadtsoldat aus der Wachtstube und heischte Paß und Personalia. Dann trete ich in die behäbige Hauptstraße Wolfachs, und wenige Minuten später hänge ich Rucksack und Wanderhut in die gemütliche Ecke der Gaststube. Einen Moment verstummt am Stammtisch der eifrige Diskurs über Pferdehandel und Hundezucht — beide spielen nämlich eine ziemliche Rolle im Städtchen — dann wird das Gespräch wieder mit Eifer aufgenommen.

Und bei einem Glas Wein erzählt mir mein freundlicher Nachbar, was ihm von seiner Vaterstadt wissenschaftlich erscheint.

Aus den frühesten Tagen Wolfachs ist nur wenig bekannt, es sei denn, daß, wie überall, schon die Römer dort gewesen sind. Unweit des Städtchens, auf den Bergeshöhen sich hinziehend gleich dem Rennstieg Thüringens, führte ihre Heerstraße, und daß die damaligen Herren der Welt nicht nur hier durchzog, sondern wohl auch verweilten, zeigen Münzfunde (aus der Zeit Vespasians) im uralten Gemäuer der Umgegend. Indes also im fernen Orient der Kampf um Jerusalems Mauern tobte und zu Rom Jupiters vom Brand zerstörtes Heiligtum wieder in neuer Pracht erstand, führte schon in gedeihlicher Friedensarbeit der römische Flößer seine Stämme durch das damals noch tannendunkle Kinzigtal.

Er mag den ersten Anlaß zur Ansiedlung am Zusammenfluß von Kinzig und Wolf gegeben und damit den Grund zu den Uranfängen des heutigen Wolfach gelegt haben.

Erst aus dem elften Jahrhundert erfahren wir Bestimmtes. Da herrschte ein mächtiges, kräftiges Adelsgeschlecht auf dem Schloß oberhalb des Städtchens, die dem alten Stamm berer von Hausach entstammten Herren von Wolva. In allerhand Schenkungsurkunden figurieren sie als Zeugen, von ihren Taten jedoch meldet „kein Lied, kein Helmbuch“.

Als zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts dieses Geschlecht im Mannesstamm ausgestorben war, kam die übrigens nicht sehr große Herrschaft Wolfach durch Heirat in die Hände der Grafen von Fürstenberg. Bis zur Abtretung an Baden im Jahre 1806 blieb es im Besitz dieser Dynastie, deren einzelne Glieder das Städtchen oft und gern als Aufenthaltsort wählten. Ihnen dankt Wolfach die meisten seiner größeren Bauten, z. B. die ganz bedeutende Erweiterung des Schlosses, das heute so imposant das Bild der Stadt vom unteren Kinzigtal herauf abschließt.

Ähnlich wie die Billinger Bürger haben auch die Wolfacher ängstlich darüber gewacht, daß die Herrenfaust nicht allzu schwer auf ihnen lastete; denn dem alten Herkommen gemäß „mußte jeder Herr nach seinem Regierungsantritt schwören, der Stadt Wolfach getreu und hold zu sein und sie in allen ihren Freiheiten, Gewohnheiten und Rechten zu belassen und zu schützen, worauf dann erst die Stadt dem neuen Herrn zu huldigen hatte“.

Und wie nach außen, so auch nach innen scheint in jenen Tagen eine eiserne Ordnung geherrscht zu haben. Dies beweist sowohl der Eid, den die Einwohner der Stadt zu leisten hatten, wie auch die Tatsache, daß die Steuerpflichtigen die Nichtigkeit ihrer Angaben mit einem Schwur bekräftigen mußten. Auch die Ratsstudienordnung aus dem Jahr 1470 läßt an Deutlichkeit und drakonischer Kürze nichts zu wünschen übrig.

Interessant ist ferner die Wirtstaxe des Jahres 1624, durch welche Nebervorteilungen der Gäste vermieden werden sollten. Ich empfehle die nachfolgenden Preise der neuzeitlichen Gastgeberchaft zur gest. Nachseherung:

Von Kuchenspeisen uff 1 Person. Suppen und Fleisch 4 Kr., gemein Voressen 3 Kr., Eingemacht Voressen von Schaf-, Kalb- oder Geißfleisch 4 Kr., Rieben oder Kraut und Fleisch 3 Kr., Gebratens 5 Kr., Gebäckens von Strauben oder anderen Kuecheln 5 Kr., guete Fisch 6 Kr., gemeine rawe Fisch 5 Kr., Stockfisch und blateische 6 Kr., von 1 Häring zu braten 1/2 Kr., zue fieden 1 Kr.

Der Schicksal des Städtchens waren es mancherlei: Feuer, Wasserstot und dröhnender Eisgang gingen oft und nie ohne Verheerung durchs Kinzigtal. Belagerung durch die Schweden, Pest und Hungersnot reicheten sich in den Jahren 1633 bis 1636 die Hand, im Jahre 1708 setzten sich die Scharen des vierzehnten Rudwig in den Besitz der Stadt, und kaum hundert Jahre später zogen des welterobernden Korfen Marschkolonnen durchs alte Tor herein.

Was Wunder, wenn alles stillstand, Holzhandel und Flößerel trachten und der Bergbau in dem Nachbaral der Wolf langsam einging.

Demjenigen aber, der sich die Waldstadt an der Kinzig als Ausgangspunkt für größere Touren ausersieht, bietet sich ein selten reiches Feld der Betätigung und edelsten Genusses.

Fast hätte ich Wolfachs Sehenswürdigkeiten vergessen, so z. B. das Schloß, in dem man einen unausgebauten Theateraal bewundern kann, die Kirche mit ihren schönen (neuen) Altarbildern und dem hübschen Netzgewölbe in dem 1880 renovierten Chor, auch das neue Rathaus ist sehenswert.

An seiner Stelle stand noch vor wenigen Jahren das ehrwürdige alte Rathaus, das leider dem Feuer zum Opfer fiel. Der große Saal darin mit seiner holzgetäfelten Decke, ein uralter eiserner Ofen und verschiedenes andere lobten reichlich die Beschäftigung, auch die Inschrift über der Tür, deren Erhaltung, wenigstens im Wortlaut, wir der hübschen, für Wolfach hochverdientlichen Broschüre des Herrn Karl Kettner, Fürstlich fürstenerbergischen Rentmeisters und Bezirksamtes, verdanken, mag hier in ihrer vollen Klarheit zum Ausdruck gelangen:

O Richter Luog und Nicht frey Recht  
 Dan Gott ist Herr und Du bist Knecht  
 Nicht auch Du Niemand nur nach Günst  
 Dan all Dein thun daß ist umsonst  
 Bedenk darbei die Letzte Zeit  
 Auf daß Dir werd die Seeligkeit  
 Und Nicht den Reichen als den Armen  
 Daß Gott Dein auch thue erbarmen  
 Nicht nicht auf eines Jeden Klage  
 Hör zuvor was auch der Andere sag  
 Der Armen seufzen wird Gott erhören  
 Darum thue Dein Seel nicht beschweren  
 So wird Dir Gott die Seeligkeit bescheeren.

So ist denn in Wolfach gar vieles anders geworden. Mit dem gänzlichen Aufhören der Flößerei und des Bergbaus ist viel Poesie dahingegangen, Schifferruf und Bergmannslied sind verklungen, die Kinzigalbahn — in Hausach von der Schwarzwaldbahn abzweigend — donnert durch die einst so stille Gegend und trägt des gewerbereichen Orts Produkte in die Weite. Aber alle sogenannten Errungenschaften der Neuzeit — das elektrische Licht inbegriffen — haben es nicht vermocht, jenem reizvollen Erdenfleck den Zauber zu nehmen, den nun einmal Wasser, Wiesengrün und Bergwald in so enger Gemeinschaft um sich breiten, und wer dazu noch in die blanken Augen der hübschen Maide schaut, die, der Kleidsamkeit ihrer bunten Trachten wohlbewußt, dem Fremdling zutraulich guten Tag wünschen, der wird zwar nicht eine Münze in den Marktbrunnen werfen, wie der Pilger in die Fontana Trevi der ewigen Stadt als Erlauf einfügiger Wiederkehr, sondern er wird den Bogen vertrinken und mit der Wirtin Töchterlein antostern auf ein gesundes baldiges Wiedersehen.

## Die zwei Halstücher.

Von Adam Karillon.

Rein, überfüllt war heute die Elektrische nicht. Ein Süssoff der französischen Besatzungsarmee saß auf der einen Bank und ihm gegenüber auf der anderen in ihren Arbeitsmitteln zwei deutsche Handwerksmeister, die nach vollendeter Tagesarbeit von einem Brückenkopf des Rheines ab und ins Land hineinfuhren. Der Franzose rauchte aus einer kurzen Holzpipe und blies die Rauchringe nach den Ventilationslöchern des Wagens hinauf, denen der eine der deutschen Arbeitsmänner mit wenig freundlichen Blicken nachsah. Doch er sagte nichts und schlug die Augen nieder, sobald der Unteroffizier seine Blicke mit einem maliziösen Nacheln im Gesicht an seiner einfachen Arbeitererscheinung niedergleiten ließ. Ein Mann im Winterpelz war als vierter zu den dreien gestiegen und hatte neben dem Uniformierten Platz genommen. Es war ein überaus günstiger Beobachtungsposten. Man konnte von ihm aus nicht nur in drei Gesichter, sondern tiefer noch, in drei Seelen fast hineinsehen und Regungen entdecken, die sich kaum einem Gedankenleser erschließen hätten. Obgleich kein Laut fiel, so war es doch sicher, daß der fremde Soldat den deutschen Arbeitern keine willkommene Erscheinung war. In einem Gesichte stand dies mit Buchstaben geschrieben, die so leserlich waren, wie jene auf einem Wirtschaftsschild, im anderen war es eng gedruckt und noch überlagert von dem breiten Lederschild einer Arbeitsmühe, die tief über die Augen ihres Trägers ins Gesicht hineingezogen war. Es war, als ob hinter ihr ein Gefühl von beleidigtem Stolz sich schamvoll sich verbergen wolle.

Mein Gott, dachte der Zugestiegene für sich, die Niederlage der deutschen Waffen trägt doch der Mann im Arbeitsmittel nicht allein wie Herkules den Erdball. Millionen sind's, die allerdings unter der schweren Last seufzen, aber der Teil, der auf seine Schultern kommt, braucht doch dem Manne das Kreuz nicht so zu biegen, daß er wie ein nasser Lumpen in der Erde liegt. Wer weiß. Vielleicht spielt hier mehr noch mit, als die Not des gedrückten Vaterlandes allein. Möglich, daß der fremde Krieger dem einen oder dem anderen der schweigenden Männer schon einmal ganz persönlich auf die Beine getreten hat.

In diesem Augenblicke hielt der Wagen und der Franzose stieg aus. Der eine der beiden Arbeiter änderte in nichts seine gedrückte Haltung. Der andere aber schien nur darauf gewartet zu haben, daß der Krieger sich entferne, denn er wollte offenbar den Hund seiner inneren Erregung nicht länger an der Kette gebunden lassen, sondern er sollte bellern zum mindesten, wenn er schon einmal nicht beißen durfte.

Zunächst griff er dem Herrn im Pelzmantel ans Knie und sagte: „Da ihn Gott erschaffen hat, wird er wohl auch wissen,

warum er ihn hierher und gerade zu uns gesetzt hat. Ich meinerseits aber bin nicht derjenige, der den Franzmann eingeladen hat, in unser Dorf zu kommen.“

Als er keine Antwort bekam, wandte er sich an seinen Arbeitsgenossen mit der Frage: „Weißt du es vielleicht, Schreiber, und brauchst du etwa einen Kaplan, weil dir die Pfarrei zu groß geworden ist? Na, hast du dir den Süssoff unterm Kappenschild hervor gehörig angeschaut und weißt du nun, von wem dein Kleiner die schwarzen Augen hat und die Hafennase zwischen den Backen?“

„Sei still, Schlosser,“ antwortete eine verdrossene Stimme unter der Kopfbedeckung hervor.

Wer aber nicht still war, das war der Schlosser. Er hatte ein heißes Eisen aus der Esse genommen und das mußte geschmiedet werden, und so redete er weiter:

„Augen hast du wohl im Kopf, aber siehst du auch damit? Nein, sag ich dir, denn du hast das rote Halstuch nicht bemerkt, das deine Frau trägt, und wenn schon, hast du darnach gefragt, wo sie es hergenommen?“

Jetzt hat der Schreiner nicht zum zweiten Male, daß der Schlosser schweigen solle. Er richtete sich holzenstracks in die Höhe, schob die Mühe ins Gesicht und ließ einen roten Schnurrbart zum Vorschein kommen, unter dessen erregtem Auf- und Niedertanzen die Worte zum Vorschein kamen:

„Vielleicht hat sie's beim gleichen Krämer gekauft, wie deine das weiße. Die Frage bleibt nur, wo beide das Geld herhaben für solche Ausgaben? Darüber, Nachbar, möcht' ich deine Ansicht hören.“

„Das Geld, mit dem meine Alte einkaufen geht, stammt aus meiner Kasse und riecht nicht nach französischer Schokolade. Siehst du, der Krämerjörgel ist ein schlauer Spürhund. Seine Nase merkt den blauen Lappen wohl an, in welchen Taschen sie gestochen haben, bevor sie zu ihm den Weg fanden. Verstehst du mich? Er hat nicht reinen Mund gehalten, der Heringsbändiger.“

„Gut,“ antwortete der Schreiner, „wenn du weißt, an welchem Beine meiner Kuh das Eisen locker hängt, dann gib mir einen Rat, bei welchem Schmied ich richtig beschlagen lassen kann.“

„Am besten, du beschlägst sie selber und zwar mit der Asche ungebrannter Haselnuten. So wird ihr der Buckel blau und sie kann das rote Tuch entbehren. Schade nur, eine solch naschhafte Nase hätte mir ins Eisen laufen sollen. Du bist nicht Gule genug, um überm Rest einer solchen Ratte zu lauern.“

„Wie sollt ich das? Ich gehe im Morgengrauen von zu Hause weg und komme mit dem Abenddunkel wieder heim. Ich habe keine Mutter zu Hause, die wie ein Drache über der Schwiegertochter wacht. Kann ich die meine mit einem Strick an den Bettstollen binden?“

„'s ist wahr, Nachbar, du bist da übel dran. Ach Gott, wir Männer sind dem Zufall ausgeliefert. Oder weiß etwa einer, was er hat, wenn er die Rathausstreppe herunterkommt? 's ist schon so; man greift da oben in einen Ledersack, in welchem Schlangen und Male zu gleichen Teilen gemischt sind und keiner braucht sich auf seine Geschicklichkeit viel zugute zu tun, wenn er zufällig den Fisch erwischt hat statt des Reptils. Was kann ich dafür, daß ich ein gutes Los gezogen habe?“

„Nun redest du wie ein vernünftiger Mensch, Schlosser. Sieh, und ich glaube dir auch nicht, daß du deine Schlange totgedrückt hättest, wenn du diese und nicht einen Rat erwischt hättest. Alle Weiber haben was von der Schlange. Sie rascheln durchs Laub und sind hinter den Mäusen her. Guck, ich wollt' es der meinen nicht einmal groß verdienen, daß sie dem Reingeschneiten nachläuft, wenn ich nicht schöner wär', als solch ein Dünnebeiniger in seinen roten Hosen.“

Jetzt hielt der Wagen und „Endstation!“ rief der Schaffner von der Plattform ins Coupé herein. Die Arbeiter schritten stumm an dem Herrn im Wintermantel vorüber. Dieser aber folgte den beiden auf der Ferse und er gewährte auf dem Pflaster draußen im Scheine der grünen Wagenlaterne zwei wohlgenährte Frauengestalten, die den Oberkörper in zwei Halstücher hineingedreht hatten, ausgerechnet rot und weiß. Sie sahen beide etwas enttäuscht auf das hin, was der Wagen von sich gab, und sie machten auch keinerlei Anstalten, ihre Hände zu befreien, um sie ihren beglückten Ehemännern um den Nacken zu werfen. Im Gegenteil, sie machten ihnen ein leichtes Fröheln vor, wickelten die runden Büsten noch tiefer in die Wolle hinein und drehten ihren Alten den Rücken zu, mit dem Bemerkten: Sie wollten jetzt gehen und zusehen, daß ihre Raubtiere was zu futtern hätten, wenn sie nachher mit breiten Ellenbogen vor dem Tischkasten saßen.

Nach dieser lauligen Begrüßung trennten sich die Ehepaare wieder, die Männer nach links ihren Weg nehmend, die Weiber nach rechts. Der fünfte Mann beim Skat wollte nicht passen und folgte den edlen Frauen auf ihrem Weg ins Dunkle hinein. Anfangs hörte er nur das Klappern weiblicher Absätze, dann aber die deutlichen Worte: „Eine schöne Geschichte das! Man steht im Dunkeln da, friert wie ein Nachwächter in der Silvesternacht und findet? Na, statt des Liebhabers den Stoffel von einem Mann. Haben Sie Worte?! Wo zum Teufel aber die Franzosen heute nur geblieben sein mögen? Wenn wir das doch

wüßten. Aber, wenn wir uns mit Fragen Franzen an den Mund hinstreichen, was nützt's. Oder verstehst du den deinen etwa, wenn er etwas zu dir sagt?"

"Ich, von dem verfluchten K... Derwelsch? Kein Wort, aber was er so von mir will, guck, das begreife ich doch immerhin ganz leicht."

Nach diesen Worten verschwanden die beiden handfesten Gestalten hinter den hellen Scheiben eines Väterladens und ließen den stillen Beobachter in bangen Zweifeln zurück, welches von beiden Halstüchern das tugendhaftere sei, das rote oder das weiße.

## Wie ich meinen fünfundzwanzigsten i-Punkt stahl.

Von Richard Nieb.

Der Sammeltrieb liegt in manchen Menschen tiefen. Der ist angeboren und bleibt einem das ganze Leben lang. Auch ich spüre ihn in mir. Seit frühen Kindertagen werde ich von ihm beherrscht. Damals sammelte ich Kalenderblättchen, und jeder Kalender im Hause Gartenstraße 9 mußte, alltäglich, meiner Sammlung neues Material geben. Zwischen neun und zehn Uhr ging ich die Blätter einsammeln. Jeden Tag. Die Leute freuten sich; denn ihre Kalender blieben immer auf dem aktuellen Stande. Und meine Mutter freute sich auch; denn ich war allvormittäglich beschäftigt. Mit dem Einsammeln und dann mit dem Ordnen.

Später sammelte ich Bilder. Aus Zeitschriften. Ich schnitt alle Scheren stumpf. Grub die Matulatur aus dem Stehricht.

Dann kamen die Ansichtskarten an die Reihe. Dann die Briefmarken. Dazwischen alle Diarien und Kottionschleifen der älteren Schwestern. Daneben, in der Penne, Tadel und Notate wegen Unachtsamkeit, Alotriatreibens und Bersemachens. Arreststunden wegen Kettenhandels mit „Klatschen“, den Ueberfahrungen der Klassikertexte. Wegen Pokerspielens in der Mathe-mattstunde und wegen „Fremder Beschäftigung“ in der französischen. Damals hatte ich Voltaires „Méro“ in eigene Verse überfetzt. Die Verse waren schlecht. Später wurden sie gedruckt. Immerhin blieb ich in dem betreffenden Halbsahr, wegen Unreife im Französischen sitzen. Das Eisenbleiben sammelte ich auch eine Zeit lang. Ich habe nämlich die Primusse immer verachtet. Unrecht tat ich daran. Die sind jetzt alles anständige Leute: Affessoren, einer sogar Amtsrichter, in Rybnik. Ein dritter selbst schon Oberlehrer. Seht mal an. Und ich —? Na, reden wir lieber nicht davon.

... auch nicht davon, daß ich später Bilder von jungen Mädchen sammelte. Im Münchner Karneval und in Bonn, wenn die Herbstsonne so verdammt lupplerisch über den Siebenbergen lag...

Dann wurde ich Schriftsteller und sammelte Feindschaften. Und das ist die einzige Sammlung, die man nicht so leicht wieder auflösen kann. Die und dann die andere: die Sammlung der Erinnerungen. Und das ist sogar die schönste.

In meinem ersten Semester, und darauf wollte ich hinaus: In meinem ersten Semester sammelte ich i-Punkte. Ich und Sepp und Karlchen. Zusammen sammelten wir. Allnächtlich. Ich selber wollte zwar eigentlich Gedankenstriche sammeln. Die waren damals in der Lyrik Mode, und ein strebsames erstes Semester mit einem schwarzen Versheft in jeder Brusttasche muß darauf Rücksicht nehmen. Sepp aber war mehr für die Punkte. Die gingen nämlich leichter los.

Wir sammelten i-Punkte. Zu diesem Verufe zogen wir durch die nächtlichen Straßen, ein scharfes, hartstählernes Messer in der Tasche verborgen. Sahen wir nun irgendwo an einem Schaufenster der Stadt, in schöner weißer oder goldener Schrift hochaufgesetzt, Ausprüche, wie etwa „Caruso-Stiefel die große Mode von 1909“ oder „Modes et Confection“ oder „Halt! haben Sie auch genügend Zigarren bei sich?“, alsdann wurde das Messer gezückt und nach ängstlich-vorsichtigem Späherblicke nach rechts und links, dem Stiefel und der Konfektion der i-Punkt wegoperiert. Dann bargen wir sorgsam unseren Raub, trugen ihn heim und liebten die neugewonnenen i-Punkte in unsere Sammlung. Wir hatten ein großes Holzbrett gekauft, darauf wir die gläsernen, emallenen und porzellanenen Stücke befestigten. Darunter wurde in Sepps wuchtiger Rundschrift, der Name geschrieben, den jeder i-Punkt erhielt. Diese Namen nannten in mehr oder weniger verschämter oder in weniger oder mehr unverschämter Form den Laden, dem wir die i-Punkte entwendet hatten. Wir hatten Maier I bis VII, Simonsohn I bis IV und Schmidt I bis V. Unsere Sammlung glich einer Rechtsanwaltsliste.

Als das Semester sich seinem Ende neigte, zählten wir, und siehe da: Wir erfuhren, daß wir vierundzwanzig i-Punkte besaßen. Das war schon eine ganze Menge! Aber vierundzwanzig? Der fünfundzwanzigste mußte heran, mochte kommen, was da wollte!

Der letzte Abend unseres Ausenthaltens in München gehörte dem „Sigaro“ im „Residenztheater“. Das ist das Schönste, was München bietet. Wir waren hingerissen. Aber die i-Punkte ver-

gaben wir doch nicht. In der ersten Pause überzeugte Sepp sich, daß sein Messer in der Manteltasche steckte. Wir waren beruhigt. In der zweiten Pause aber dachten wir nicht an das Messer. Denn wir hatten, in einer Nangloge, ein blondes Köpferl gesehen, zu dem wir uns alle, und wir wurden rot dabei, hinauf gebeugt hatten. Und dann hatten wir uns angesehen, argwöhnisch, einer den anderen. Aus den Kumpanen waren in dem einen Augenblicke Rivalen geworden. Das fühlten wir. Das blonde Köpferl gehörte nämlich dem Fräulein Anneliese Urbahn, das wir vor einer Woche kennen gelernt hatten, bei der Gartenbowle, die ihr Onkel, unser Seminarvorstand, gegeben hatte. Sepp hatte zu diesem Onkel eine Empfehlung gehabt, und wir waren mit eingeladen worden. Wir hatten uns gottvoll amüsiert und, auf dem Nachhausewege, zwei i-Punkte erlegt. Es war ein in jeder Hinsicht genutz- und ertragreicher Abend gewesen. An Fräulein Anneliese Urbahn hatten wir nicht mehr gedacht. Nun aber, da wir sie wieder sahen, wußten wir alle, daß wir uns an jenem Abend, unbewußt, in sie verliebt hatten. Das gestanden wir uns aber erst viel später.

Vorerst einmal begaben wir uns in den ersten Rang und statteten der blonden Anneliese einen Besuch ab. Dabei lernten wir einen jovialen Herrn kennen, der sich als ihr Vater entpuppte und uns gestand, daß er gern noch einmal auch zwanzig Jahre sein wollte. Aber, wenn er auch schon etwas älter sei, so sei er doch nicht minder jung... im Herzen, versteht sich, und er schlage vor, daß wir diesen angebrochenen Abend in seiner Wohnung mit einer Bowle zu Ende feierten.

Anneliese klatschte Bravo, und wir waren entzückt. — Als wir die Treppe hinab stiegen, waren wir eingeknappt: jeder auf die anderen, die unsere gemeinsamen heiligsten Güter verraten hätten: Sollte diese Nacht nicht dem fünfundzwanzigsten i-Punkte gehören? — Und nun gehörte sie dem Kommerzienrate Urbahn, einem Manne ohne jedes i und ohne jeden i-Punkt, dafür aber mit einem Weinkeller, den ich jedem Wohlgestimmten empfehlen kann.

Dieser Abend nahm einen sehr schönen und angeregten Verlauf. Herr Urbahn braute eine Bowle, die gar nicht wässrig war und ihre Kohlensäure nicht von der einen Flasche Mineralwasser, sondern von den drei Flaschen guten Sektles gewann. Wir machten, jeder, der Tochter des Hauses eine Liebeserklärung, und im übrigen gehörigen Madan. Es war nur gut, daß unser nobler Gastsfreund gleichzeitig Besitzer des Hauses war. Sonst hätten die Nachbarn sich den nächtlichen Lärm doch nicht gefallen lassen... zumal da man ja nicht im Fasching war...

Es war schon sehr früh, als wir aufbrachen. Herr Urbahn brachte uns selbst die wenigen Stufen hinunter, die von seiner Parterrewohnung zum Hausvor führten. Hier verabschiedeten wir uns gerührt und versprochen, bald wiederzukommen.

Wir sollten dieses Versprechen einlösen, eher, als uns lieb war. Wie angewurzelt standen wir vor dem Hause, benommen von der süßen Bowle und dem noch süßeren Gefühle der Liebe. Wir sagten gar nichts. Da auf einmal sahen wir in Sepps Hand ein längliches Etwas, und, aus der lederen Scheide geschält, blitzte uns der i-Punktbold entgegen. Da fiel uns unsere Unterlassungssünde ein: der Fünfundzwanzigste!

„Es ist vorbei“, sagte ich. „Morgen um diese Zeit sitzen wir bereits in der Eisenbahn. Unseres Semesters schönstes Ziel wird ewig unerreicht bleiben. Es ist jammer schade um den fünfundzwanzigsten i-Punkt.“ Nicht ganz so flehend sprach ich.

Wir senkten schuldbehaftet unsere Blicke. Doch als wir sie wieder erhoben, da verklärte sich ein Gesicht, das uns himmlisch erschien. Wir sahen... wir janzten... wir tanzten vor Glück: auf dem ersten Fenster des Erdgeschosses stand, in erhöhter Glasschrift das Wort „Portier“. Portier. Mit i. Mit i-Punkt!

Schon wehte Sepp den Dolch. Atemlos verfolgten wir die Prozedur. Wir blickten nicht hinter uns, nicht um uns. Wir sahen nicht des Schuhmanns schöne Figur, die uns alsobald im Rücken erschien. Wir fühlten uns angepöppelt und angeherrschet. Gerade hatte Sepp die Bente verstaubt. „Wir sammeln nämlich i-Punkte“, sagte ich. Barsch war die Antwort des ungläubigen Besessenen. Er kannte seine Einbrecher. Er hatte sie erwischt und hielt sie fest. Und klopfte, da er einer war gegen drei Banditen, an dem Portierfenster. — Ein härtiges Gesicht erschien über kariertem Nachgewande. Dann sprang das Fenster auf, und Bluchen brach in die laue Nacht. Wir wehrten uns und beharrten bei unserer Aussage. Widerspruch erzeugt Lärm. Lärm beunruhigt. Und so wurde denn halb auch im Parterre ein Fenster geöffnet, und der Hausherr Urbahn erkundigte sich nach dem Grunde der Unbestörung. Bald erkannte er uns. Begleitet vom Schuhmann erklommen wir die Treppe zu der gastlichen Wohnung und standen nun wieder vor unserm Kommerzienrate. Es war sehr peinlich.

„Wir haben Ihre Gastfreundschaft schöne mißbraucht. Aber — wir sammeln nun einmal i-Punkte“, sagte ich.

Dann legte Karlchen den Portier-Punkt auf den Tisch des Hauses. „Ich glaube, Sie können gehen“, sagte Herr Urbahn zu dem Schuhmann. Er lachte so laut, daß auch Fräulein Anneliese wieder zum Vorschein kam.

Wir schämten uns schrecklich. Und jeder von uns glaubt heute noch, daß der fünfundzwanzigste i-Punkt ihn um sein Lebensglück gebracht hat...